

Veit Sorger

Spieltheorie

Mein Jusstudium in Graz war für mich eine Startrampe. Mein Vater war Richter und meine Mutter Anwältin, die hätten es natürlich gerne gesehen, wenn ich einen Rechtsberuf eingeschlagen hätte. Aber mich hat Betriebswirtschaft und Volkswirtschaft im Jusstudium mehr interessiert als Recht und Spieltheorie war einer meiner frischen Leidenschaften, die ich damals versucht habe zu verstehen. Uppsala hatte einen eigenen Lehrstuhl für Spieltheorie, die ist gerade durch Oskar Wiener modern geworden. Ich habe ganz unkonventionell dort angedockt und daneben, so wie alle anderen auch, gearbeitet und die Zeit genutzt. Schweden war ja für uns Jugendliche die erste Adresse, weil wohlhabend und nicht kriegsbeschädigt.

Papierindustrie in Österreich

Einer der wenigen Rohstoffe, die es in Österreich ausreichend gibt, ist Holz. Daher ist traditionsgemäß die Papierindustrie schon lange in Österreich angesiedelt. Sie war sehr geprägt von unterschiedlichen Unternehmerpersönlichkeiten. Da war zum einen die alteingesessene Familie Salzer oder die Familie Mayr-Melnhof, Stepski von Nettingsdorfer, Heinzl und andere sehr gravierende Persönlichkeiten. Die Papierindustrie war nach dem Zweiten Weltkrieg überwiegend im privaten Eigentum, es hat zwar einige Bankenbeteiligungen gegeben, aber das war die Minderheit. Bawag zum Beispiel hat die Steyrermühl besessen, denn die SPÖ hat die Arbeiterzeitung herausgegeben und Papier war wertvoll und selten. Daher hat die Bawag eine Papierfabrik gekauft, da stand der Versorgungsgedanke dahinter. Die Papierindustrie musste sich immer neuen Modernisierungserfordernissen stellen. Die Modernisierung der Papierindustrie funktioniert nicht gleichmäßig, sondern verlangt wie in einer treppenförmigen Entwicklung unglaubliche Investitionen, an der viele Familien finanziell gescheitert sind. Zum Beispiel die Familie Linhart, die Jahrzehnte mit ihrer Neusiedler das Geschehen bestimmt hat.

Das hat dazu geführt, dass schon sehr viel ausländisches Kapital hereingekommen ist, so dass heute die Papierindustrie zu einem guten Teil von nicht-österreichischen Aktionären dominiert wird. Es haben sich aber einige Österreicher gehalten, zum Beispiel Mayr-Melnhof und Prinzhorn. Aber Leykam ist in südafrikanische Hände gegangen, Laakirchen war in skandinavischer Hand, nunmehr aber auch wieder in österreichischem Besitz.

Österreich hatte schon immer eine sehr gute Ausbildung für Papierleute, auf der einen Seite eine Hochschule, einen Lehrstuhl in Graz. Und auf der anderen Seite in Steyrermühl, gab es

eine sehr gediegene Ausbildung für Lehrberufe auf Gesellen- und Meisterebene. Das hat sich die Papierindustrie geleistet, das hat sich wirklich sehr bewährt.

Wir hatten auch eine Zeit lang sehr gute Finanzierungsunterstützung der Regierung, das war die Anschubfinanzierung in der Kreisky-Zeit, die ganzen Umweltfonds, usw. So konnte summa summarum ein enormer Erneuerungs- und Innovationsschub vorgenommen werden, der die Papierindustrie wettbewerbsfähig machte. Im Zuge der Krisen ist es natürlich auch zu Schließungen gekommen, so zum Beispiel 1982/83 die Schließung der Schläglmühl-Fabrik. Da war die Gruppe betroffen, an der ich auch beschäftigt war, aber es hat sich daraus ein konkurrenzfähiger Kern entwickelt.

Bis zu unserem Beitritt zur EU herrschte in der Papierindustrie ein offiziell angemeldetes Quoten- und Preiskartell. Mit einer Regulierungsbehörde in der Gumpendorfer Straße namens Österreichische Papierverkaufsgesellschaft ÖPA. So ein Kartell gab es bei Zucker, Zement und Papier. Das heißt; die Gumpendorfer Straße hat für den Inlandsverkauf Kontingente zugewiesen. Das war eine mächtige Organisation mit einem Präsidenten, der aus der Papierindustrie kam und der Geschäftsführer hatte praktisch die Zuordnung und Auslastung der Papierindustrie bestimmt. Wer nicht gut hineingepasst hat, der hat das zu spüren bekommen. Das war eine unhaltbare Situation. Offiziell ist das Kartell in einer wesentlich gelockerten Form bis zum Beitritt aufrecht geblieben. Die ÖPA hatte dann nicht mehr den Preis und die Quote festgelegt, aber es gab eine kontrollierte Absatzorganisation.

Die CA, die die Leykam verkaufte, war das erste Opfer der Umwälzungen in der Papierindustrie. Die Leykam ist zuerst von Holländern gekauft worden, 1997 hat Sappi das übernommen.

18.000 Beschäftigte gab es 1980, die direkt in der Papierindustrie beschäftigt waren, dazu kommen Wald- und Transport, das kann man durchaus mal drei rechnen. Heute wird es wohl die Hälfte sein. Es ist auch heute noch ein ganz maßgeblicher Beschäftigungs- und Wertschöpfungsträger.

Haftungen und Garantien

Wehsely von der Arbeiterkammer und Hutterer von der FGG waren das Gespann, das enorme Garantien geprüft hat. Da war natürlich die Verlockung groß, keine Schließungen vorzunehmen, sondern lieber die Unterstützung zu nehmen. Auch Dallinger als Sozialminister hatte oft mit Haftungen ausgeholfen. Das war eine Periode, wo jeder um Subventionen gelaufen ist.

Das ist eine Zeitlang gut gegangen, die Auswirkung war natürlich, dass absolut notwendige Strukturreformen hinausgezögert wurden. Wenn ich ehrlich bin, wir haben alle gerne diese Unterstützungen genommen, aber hätten wir sie nicht genommen, hätten wir früher Werke schließen müssen, die sowieso zu schließen waren. Bei der nächsten großen Krise 1982/83 mussten wir das sowieso machen.

Diese Krise war das Ergebnis eines typischen Schweinezyklus : hohe internationale Investitionen, vor allem in Skandinavien, ein Durchbruch der Technologieseite mit wesentlich breiteren Maschinen, schwache Eigenkapitalausstattung, daher zu viel Fremdkapital, gleichzeitig mangelnder Absatz und ein Überangebot.

Die Wettbewerbsfähigkeit in Skandinavien war damals viel höher. Sie hatten billigeres Holz, und mehr davon, die staatliche Unterstützung war noch größer als bei uns und die Modernisierung war dort viel weiter. Die skandinavische Papierindustrie war viele Jahrzehnte wettbewerbsfähiger als unsere. Wir konnten durch unsere staatliche Unterstützung überleben, aber mehr auch nicht.

So ist Pöls entstanden, da hatte sich Kreisky eingebildet, wir brauchen noch ein Zellstoffwerk. Launsky-Tiefenthal war damals Präsident der Papierindustrie. Diese hatte sich massiv gegen Pöls gewehrt, da der zusätzliche Holzverbrauch nur die Holzpreise in die Höhe gebracht hätte. Prinzhorn führte die Altpapiersammlung ein und Pöls wurde trotz aller Widerstände errichtet. Es wurde ein totales Desaster und musste von der ÖIAG übernommen werden. Dann ist Sekyra mit dem halb fertigen und Verluste machenden Pöls dagestanden. 1986 hat er Pöls an die Constantia von Herbert Turnauer, die im Besitz der Papierfabrik Neusiedler war, verkauft. Turnauer war nie wirklich glücklich mit seiner Beteiligung an der Papierindustrie und hat aus diesem Grund sehr verhalten investiert. Er hatte dort die Profitabilität, die er vielleicht gewohnt war, nicht gesehen und 1988 ohne Zustimmung von Taus, dem Geschäftsführer seiner Constantia Holding, in einer Nacht-und-Nebel-Aktion an Frantschach verkauft. Herbert Turnauer war damals 82 Jahre alt, Frau Hartmann, die neue Eigentümerin von Neusiedler, 83. Turnauer hat in einem Zwei-Seiten-Vertrag Pöls und den ganzen Neusiedler-Komplex mit einem Umsatz von drei bis vier Milliarden Schilling an die viel kleinere Frantschach der Frau Hartmann verkauft. In diesem Neusiedler-Paket war auch ich enthalten.

Die Frantschach hatte viele Jahre hindurch einen amerikanischen Partner gehabt, um sich abzusichern. Die Amerikaner haben Herrn Schumann, einen Deutsch-Amerikaner, für dieses Engagement abgestellt. So ist er nach Österreich gekommen. Als die Frantschach auch in Schwierigkeiten kam, hat ihn Frau Hartmann geholt und gefragt „was machen wir?“ Und er meinte „versuchen wir zu verkaufen, welchen Kaufpreis wollen Sie denn?“ Hartmann hat einen niedrigen Kaufpreis genannt und Schumann versuchte, an die Neusiedler und an Meyr-Melnhof zu verkaufen, ohne Erfolg. Dann ist Schumann zurück zu Frau Hartmann und sagte „wir müssen zwei Dinge machen. Das Unternehmen muss saniert werden, es müs-

sen die Kosten angegangen werden und die Profitabilität. Und zweitens, wir können nicht verkaufen, also kaufen wir zu.“ Dann sagte sie – wir wussten alle, dass sie dem Risiko nicht abgeneigt war - „das gefällt mir, das machen wir.“

Herr Schumann war immer 14 Tage hier und 14 Tage in Amerika, wo er gerne Haifischzähne in Jacksonville sammelte. Er war aber jeden Tag am Telefon. Er hat eine Zeitungsmeldung spitz gekriegt, in der Herbert Turnauer sagt, er sei nicht ganz glücklich mit der Entwicklung der Neusiedler und Pöls. Das hat Schumann zum Anlass genommen, Turnauer zu fragen, ob er nicht verhandeln wolle. Der hat gemeint “kommen Sie morgen“ und Schumann hat sich gleich in den Flieger gesetzt. Er ist mit einem Anwalt und einem Investment-Banker bei Turnauer aufgekreuzt und meinte „wir haben den selben Wirtschaftsprüfer, ich kenne Ihre Daten, ich biete Ihnen diesen Kaufpreis, das können Sie annehmen. Es wird kein zweites Angebot geben.“ Herr Turnauer hat das Angebot nächstens unterschrieben. Frantschach war mit einem Schlag 1989 das größte Papierunternehmen in Österreich. Der nächste Tag war Sonntag und am Montag hat Turnauer Josef Taus informiert und ihm gesagt „ich habe die Neusiedler verkauft“.

Daraufhin ist Taus ausgeschieden und hat sich großartig selbständig gemacht.

Daneben gab es eine Parallelgeschichte, die Europapier: Großhandel, vermögend und gut ausgestattet. Diese hatte als Eigentümer Neusiedler, Salzer, Steyrermühl und Nettingsdorfer. Da war ich auch im Aufsichtsrat, dessen Vorsitz jährlich turnusmäßig wechselte. Ich war Alleinvorstand von Salzer. Europapier hatte 1,5 Milliarden Schilling Umsatz im Jahr, eine gute Rendite und war bei uns in der Bilanz sehr werthaltig bewertet. 1986 stellte sich eines Tages heraus, dass der Buchhalter 300 Millionen Schilling, über zehn Jahre verteilt, veruntreute, ungesehen von uns Aufsichtsräten, der Finanz, den Wirtschaftsprüfern und dem Vorstand. Damit war dieses Unternehmen letztlich auch insolvent. Das war die Katastrophe, daraufhin hat Taus – als Chef der Constania - gesagt, „wir wollen die Europapier übernehmen. Wir schießen Geld zu, aber wir wollen die Mehrheit haben und wir wollen den Sorger dort haben.“ Daraufhin haben die anderen Gesellschafter gemeint, sie schießen nicht zu und es ist gut, wenn einer die Mehrheit hat. Ich bin von Salzer weg und in die marode Europapier. Das war früher ein blühendes Unternehmen, jetzt verludert und verschlampt, aber wirklich einfach herzurichten. Und wie wir das Unternehmen wieder zum Glänzen brachten und ich mich ins Ausland bewegen wollte, ist auf einmal Taus als Eigentümerversorger weg gewesen und Herr Schumann da. Ich habe gemeint, „ich bin verzichtbar und habe in der Schweiz eine tolle Perspektive“. Dann machten sie aber ein Kandidatenhearing und beschlossen, mich als Vorstandsvorsitzenden-Stellvertreter bei Frantschach aufzunehmen. Vorsitzender war Schumann.

Frantschach war fest auf Expansionskurs. Wir waren damals schon drittgrößter Hersteller von Zementsäcken und haben sehr massiv in allen Belangen zugekauft, mit dem Ergebnis,

dass dadurch unsere Kapitaldecke auch sehr knapp geworden ist. Finanzieren war ja damals überhaupt kein Problem. Man hat uns die Türen eingerannt und Frau Hartman hat diesbezüglich auch keine Sorge gehabt. Wir haben uns ja sehr weit hinausgelehnt und sind viele Verpflichtungen eingegangen, für gute Beteiligungen allerdings. Schumann hat sich in den Aufsichtsrat zurückgezogen. Dann hat es als Interimschef Walter Huber gegeben, der war so zehn Jahre älter als ich, das war eine sehr harmonische Lösung. Dann wollten wir an die Börse. Aber am selben Tag, als wir emittieren wollten, brach der Irakkrieg aus, das war im Jänner 1991. Das heißt, alle unsere Börsenträume sind zerstoßen. Dann haben wir gemeint, den Börsengang können wir vergessen, wir gehen auf Partnersuche. Walter Huber flog nach Südafrika, ich nach Brasilien und verhandelten wir mit verschiedenen möglichen Partnern. Wir wurden fündig und konnten die Oppenheimer Gruppe interessieren, diese besitzt auch De Beers mit Diamantenproduktion und die großen Goldfirmen Anglo Gold und Anglo American.

Wir haben dadurch einmal an einen Tisch zusammengebracht: die 84jährige Frau Hartmann, den 82jährigen Herrn Oppenheimer und als Gast den 83jährigen Herrn Turnauer.

Oppenheimer war immer begeistert von Naturressourcen, ob Diamanten, Gold oder eben Holz. Oppenheimer hat dann begonnen, die Mondi-Gruppe aufzubauen. Zuerst mit Minderheitsbeteiligung an der Frantschacher-Neusiedler-Gruppe, dann mit aller unserer Unterstützung zu 50:50, dann mehrheitlich und dann als Alleineigentümer. 2012 sind die letzten Anteile der Familie übergegangen.

So ähnlich ist es bei den meisten Familien gegangen. Wilfried Heinzl hat sein Unternehmen an die Skandinavier verkauft, Nettingsdorfer ging an die irische Gruppe Smurfit, Leycam an Sappi, Hallein an PWA. Nur Mayr-Melnhof ging an die Börse. Die Familie blieb Mehrheitaktionär. Prinzhorn überwand seine Schwierigkeiten und blieb selbständig.

Hartwährungspolitik

Wir hatten einen relativ großen Inlandsanteil durch das Monopol. Unsere Exportmärkte waren trotzdem groß. Was waren unsere Exportmärkte? Deutschland, da konnte uns bei einer Hartwährungspolitik nichts passieren, Italien, da hatten wir jeden Tag eine Lira-Abwertung, in Frankreich jeden Tag eine Franc-Abwertung und in Großbritannien jeden Tag eine Pfund-Abwertung. Wir waren absolut zerrieben zwischen den Währungen, dazu kommt: wir hatten immer hohe Personalkosten. Wenig Kapital, hohe Umweltauflagen, die die anderen Konkurrenzfirmen überhaupt nicht hatten. Die Skandinavier, unsere Hauptkonkurrenten, waren mit ihren Billigwährungen immer angepasst an die Weichwährungsländer und waren uns dadurch überlegen.

So lange ich Förderungen bekomme, mache ich die notwendigen Anpassungen nicht. Wenn ich die Hartwährungspolitik habe, dann mache ich alle Anstrengungen, um wettbewerbsfähig

zu bleiben. Über die Hartwährungspolitik sind wir in Wirklichkeit wettbewerbsfähig geworden, wir sind zum Glück gezwungen worden. Wir sind immer besser geworden, weil wir mussten und die Skandinavier haben immer mehr abgebaut, sind immer weniger wettbewerbsfähig geworden.

Unsere Conclusio ist: wenn wir alle überhaupt keine Förderungen bekommen, wäre dies für uns das Gesundeste.

Ostöffnung

Die Öffnung des Ostens ab 1989 war eine wunderbare Sache, das war ein einmaliges Fenster. Und wir hätten diese Chance ohne das Kapital unserer südafrikanischen Aktionäre niemals nutzen können. Zuerst mussten wir unsere Aktionäre über die enormen Möglichkeiten im Osten überzeugen. Ich war beseelt von der Idee einer breiten Investitionstätigkeit im Osten und zwar aus einem ganz einfachen Grund: wann immer wir im Westen zukaufen wollten, bekamen wir es nicht, weil es teuer war und wir es uns nicht leisten konnten. Und die Südafrikaner haben gesagt „naja, so lange wir nur die Minderheit haben, kaufen wir nichts.“ Sehr pragmatisch war das.

Unsere Untersuchungen haben einheitlich folgendes Bild im Osten ergeben: Es waren zum Teil große Maschinen, technisch mittelmäßig gewartet, mit relativ hohem Energieverbrauch und kleiner Energieineffizienz und technisch solide ausgebildete Leute. Wir entwickelten dann ein sehr einfaches System : der Großhandel geht einmal in jedes Land hinein. Das hat uns 10 bis 20 Millionen Schilling gekostet. Wir sind mit dem Handel nach Slowenien, Tschechien, Ungarn usw. und haben geschaut: wie sieht die logistische Situation aus? Wie sind die Vertriebswege? Welche Leute gibt es dort? usw. Das hat uns unbezahlbare Informationen geliefert. In Slowenien war man anfangs völlig unwillig zu privatisieren. Dann sind wir nach Ungarn und haben eine Papierfabrik, die Prinzhorn gekauft, aber nicht zum Laufen gebracht hatte, erworben. Dann sind wir nach Polen und wollten eine Fabrik kaufen, haben dort aber gegen die Amerikaner verloren. Anfangs waren wir so beleidigt, dass wir sagten, wir ziehen uns von dort zurück. Uns wurde dann eine viel bessere Fabrik angeboten, als die erste. Und zwar in Swiecie, südlich von Danzig. Das war ein Schmuckstück mit damals 3.000 Leuten, heute sind es 700.

Jede Akquisition hat eine besondere Geschichte, in dem Fall war es ein 82jähriger CEO, der die Fabrik vor den Kommunisten gerettet hatte. Er hat mit mir per Handschlag vereinbart, dass wir die Fabrik zu einem unglaublich guten Preis kaufen können. Ich bin dann nach Hause gekommen, und habe dem Aufsichtsrat dringend empfohlen, dem Kauf zuzustimmen. Aber dort meinte man: entweder es ist gestohlen oder aber es bringt nichts, denn um den Preis kann man diese Fabrik nicht kaufen. Dann fragte ein Aufsichtsrat aus Südafrika „where

is it located?“ Darauf ich „in Poland, near Danzig“. Dann meinte der Aufsichtsrat „that sounds like Uganda.“

Also bin ich zu dem alten CEO zurück und musste ihm sagen, dass ich den Kauf nicht durchgebracht habe. Daraufhin meinte er „haben Sie jetzt aufgegeben?“ Und ich darauf „sicher nicht, ich gebe das nicht auf.“ Dann sagte er „gut, ich werde es mir überlegen“. Na, ein paar Monate später sagen meine Südafrikaner „Warum habt ihr die Fabrik eigentlich nicht gekauft?“ Also bin ich wieder zu dem alten Herren nach Polen. Der zeigt mir ein Papier und sagt „schauen Sie, da ist der Vertrag, ich habe auf Sie gewartet. Nur mit Ihnen mache ich diesen Vertrag.“ Mir sind die Tränen heruntergeronnen.

Zur gleichen Zeit hatten wir mehrfach in der Slowakei verhandelt. Da war eine tolle Anlage für Kopierpapier. Wir hatten die Mehrheit erwerben können und sind eine großartige Kooperation in Ružomberok eingegangen.

Russland

Dann ging es nach Russland, nach Syktyvkar, das ist auch eine eigene Geschichte. Da wollten wir eigentlich auch eine andere Fabrik kaufen, haben aber gegen Skandinavien verloren. Da war ich auch sehr sauer. Da ruft die amerikanische Außenstelle der CA an und meint, sie hätten ein Memorandum, ich soll mir da ein Werk anschauen. Man kann einen kleinen Teil davon kaufen. Am 15. Dezember 1996 habe ich mir das Memorandum angeschaut und mir sind die Augen rausgekommen: eine Maschine neuer als die andere, 16.000 Leute beschäftigt, sechs Kindergärten usw. Ein Riesending. Na, ich habe gemeint, „was kosten denn diese drei Prozent, wenn ich sie kaufe?“ Es handelte sich um einen einstelligen Millionenbetrag. Aber das ganze muss vor Weihnachten über die Bühne gehen. Die südafrikanischen Aktionäre waren kaum so schnell erreichbar, also habe ich gesagt „ok, ich mache das. Ich habe das ohne Genehmigung des Aufsichtsrats um acht Millionen Schilling gekauft und auf meine Kappe genommen. Ich war zutiefst vom Projekt überzeugt.

Aber beim Rückflug von Amerika habe ich mir gedacht „warum hast du das gemacht. Cui bono?“ Ich habe volles Risiko genommen. Wenn ich wirklich einen Feind habe, werde ich aufgeblättelt. Daher rufe ich in der CA-Chefetage an und sage „passt auf, wenn ich auf harten Widerstand der Aktionäre stoße, würdet ihr mir fünf Millionen der acht Millionen wieder abnehmen, denn drei Millionen kann ich selber verantworten, das ist mein Portefeuille. Nach einem hin und her habe ich schließlich gehört „wenn es sein muss, dann machen wir das.“ So gestärkt habe ich das vorgebracht und geschildert, wie toll das Projekt ist. Dann wurde ich 2001 bevollmächtigt, weitere 22 Prozent zu kaufen. Dann haben wir zum Schluss auf 95 Prozent Anteil erhöhen können. Je weiter wir erhöht haben, desto teurer wurden die Anteile. Ich musste mir am Schluss anhören, was ich für ein Trottel bin, weil ich nicht von vornherein die 95 Prozent genommen habe.

Syktyvkar ist heute die größte Fabrik von Mondi, die mit sehr hohen Investitionen modernisierten wurde.

Viele Jahre zuvor gab es für dieses Unternehmen eine Haftung für die Finanzierung einer Kartonmaschine, die über Länderbank abgewickelt wurde und die die Kontrollbank absicherte. Dieses Risiko ist schlagend geworden. Also Österreich hat überall ein bisschen mitgezahlt.

Die Fabrik liegt in der Republik Komi. Als ich das erste Mal dorthin kam, hatte es minus 40 Grad. Wir sind im Landeanflug gewesen, plötzlich reißt der Pilot den Flieger wieder hoch und ich frage „was ist da los?“ Und er meint „gleichzeitig mit uns wollte ein anderes Flugzeug landen.“ Dann bin ich ausgestiegen und meine Hände sind gleich am Geländer picken geblieben, logisch bei minus 40 Grad. Beim Rückflug wiederum konnten wir die Türe nicht zumachen, weil das Enteisungsmittel ausgegangen ist, aber der Flughafenmitarbeiter hat gemeint „kein Problem“. Er hat eine Flasche Wodka über die Gummidichtung geleert und die Türe ist problemlos zugegangen.

Die größten Erfolge waren die Akquisitionen in Osteuropa. Mondi hat nicht zuletzt deshalb 6 Milliarden Euro Umsatz und 26.000 Beschäftigte, das Ebita liegt bei einer Milliarde - wahrscheinlich einer der hochprofitabelsten Papierkonzerne der Welt. 85 Prozent werden von Wien aus gesteuert, die Konzernzentrale liegt aber in Johannesburg. Dort sitzt auch der CEO.

Erfolge und Flops

Kleinere Misserfolge haben wir einige gehabt, wo wir doch einiges Geld hineinvestiert und verloren haben. Aber nachhaltige größere Misserfolge haben wir eigentlich keine gehabt. Wir konnten Pöls mit ganz großen Schwierigkeiten durchbringen, am Ende meiner Funktionsperiode haben wir das Werk an Heinzl verkauft, das war völlig richtig, da Mondi sehr zellstofflastig ist. Die Europapier konnte später an Heinzl verkauft werden, sein Unternehmen hat einen Schwerpunkt im Handel, über den Mondi nicht verfügt hat.

Vor- und Nachteile des Industriestandorts Österreich

Zu den Nachteilen: Österreich hat bewusst Stiftungen ins Land geholt. Wenn aber eine Regierung innerhalb von zehn Jahren 16 Änderungen zu Lasten der Stiftungen durchführt, dann leidet die Glaubwürdigkeit sehr darunter. Zu Bildung, Ausbildung, Forschung: Wir haben wirklich gut ausgebildete und geschulte Facharbeiter in Österreich. Im Bereich Forschung und Entwicklung sind wir auf hohem Niveau, treten aber auf der Stelle. Ich habe einen Vor-

trag von Prof. Hauser gehört, einem Österreicher, der in Oxford lehrt: Cambridge hat die Universität auf drei Säulen aufgebaut: Lehre, Forschung und Innovation sowie Umsetzung. „Transformational Science“ heißt das Zauberwort. Aber zeigen Sie mir eine Universität, wo im Leitbild die Umsetzung von Innovationen angeführt wird.

Ich bin Uniratsvorsitzender der TU und habe der Rektorin gesagt, „wir müssen versuchen, diese dritte Säule bei den Unis mit einzubauen.“ Es nutzt nichts, Forschungsweltmeister zu sein, es nutzt auch nichts, Lehrweltmeister zu sein. Das einzige, was nutzt: irgendwann muss das zu Beschäftigung führen.

Es gibt kaum ein Ranking, in dem wir uns positiv entwickelt haben. Warum? Wegen der behördlichen Unflexibilität. Wegen der hohen Arbeitskosten, die man vertragen kann, wenn man sich spezialisiert. Wegen hoher Umweltkosten. Wegen der Entscheidungs-Unfähigkeit der Regierung, dringend notwendige Reformen anzugehen. Wir haben ein Steuerbild, wo ich keinen tollen ausländischen Forscher oder Manager bekomme. Außer ich bezahle so viel, dass es nicht mehr wettbewerbsfähig wird. Dieses Paket ist negativ für den Standort.

Positiv ist: Ein großes Merkmal des Standorts Österreich ist sicher die Rechtssicherheit. Wir haben eine schöne Landschaft. Die Leute sind persönlich sehr flexibel, aber die Gewerkschaften haben ein Ausmaß an Einfluss bekommen, den sie vorher nie hatten. Das hat sich nach Gusenbauer völlig in die andere Richtung verändert. Das sind eben die Tribute, die man für den Machterhalt zu zahlen hat.

Wir hatten mit Hundstorfer eine Diskussion in der IV. Da stand ein Industrieller auf und sagte „Herr Minister, ich sage Ihnen einmal etwas: Kaum ist die Steuerreform beschlossen, stellt sich der Bundeskanzler hin und sagt „an der Erbschafts- und Vermögensteuer wird festgehalten, die bekommen wir auf jeden Fall.“ Kaum hat er das gesagt, stellt Schieder sich hin und sagt „die sechste Urlaubswoche muss unbedingt kommen.“ Dann kommen Sie, Herr Minister, und sagen „die Maschinensteuer muss unbedingt kommen und jede Überstunde ist mit einem Euro zusätzlich zu belasten.“ Glauben Sie, dass auch nur einer von uns deshalb einen Arbeitnehmer mehr einstellt? Wir denken überhaupt nicht daran. Jeder von uns geht nach Hause und überlegt, wie er weitere Arbeitnehmer rationalisiert.“

Die jetzige Regierung kann in dieser Zusammensetzung Aufbruch, Begeisterung und Belohnung für die Unternehmen nicht vermitteln. Im Gegenteil, es geht ums Wegnehmen.

Es beschäftigen sich viel mehr Leute mit dem Absiedeln von Stiftungen, als wir uns vorstellen können. Das ist so schade, wir könnten erfolgreiche Nischen besetzen. Aber nein, wir müssen die Vorreiter in Brüssel sein, statt mit einer gewissen Wendigkeit zu hantieren.

Sozialpartnerschaft

Die Industriellenvereinigung wollte nie an der Sozialpartnerschaft teilnehmen. Warum? Weil unsere gesamten Spielräume abhanden gehen würden. Für uns war ganz wesentlich, dass wir uns in allen Fragen so positionieren, wie es unserer Ausrichtung entspricht. Wir wollten uns niemals inhalieren lassen. Wir wollten auch niemals in die Bundesverfassung rein, wie Wirtschaftskammer oder Arbeiterkammer. Die IV ist ein privater Verein, die Funktionäre sind unbezahlt, das ist eine Frage der Ehre und Verantwortung und nicht eine des Einkommens. Finanzielle Unabhängigkeit garantiert, dass man ein unabhängiger Präsident sein kann. Mir wäre es unangenehm gewesen, mich am Monatsanfang bei einem großen Mitglied für ein Gehalt zu bedanken. Wir haben immer ein distanzierteres, aber konstruktives Verhältnis zur Sozialpartnerschaft gehabt. Diese Mausechelen und intensiven Umarmungen wollten wir nie. Wir wollen eine klare Auseinandersetzung mit der Arbeiterkammer, eine klare Auseinandersetzung mit den Gewerkschaften. Jeder weiß, wo er steht. Wir haben keinen Kompromiss eingehen müssen. Und wenn wir verloren haben, haben wir verloren. Aber in vielen Fällen haben wir gewonnen, weil wir konsequent und hart geblieben sind. Unsere Unabhängigkeit ist ein Teil unseres Erfolgs.

Entstaatlichungen

Mein Bild ist nach wie vor positiv. Es ist lächerlich, die Austria Tabak-Privatisierung anzugreifen, die damals Streicher mit Ditz gemacht hat. Ein Staat, der sich auf die Fahnen heftet, Gesundheitspolitik zu machen, der gleichzeitig eine Tabakfirma besitzt, das ist ein Anachronismus. Alle anderen Privatisierungen waren meiner Meinung nach professionell gemacht. Wenn ich mir die VOEST heute anschau, frage ich mich, wer will die VOEST wieder verstaatlichen? Fragen Sie Herrn Pölzl, ob die Post AG wieder verstaatlicht werden soll. Schauen Sie sich die Aktienentwicklungen an. Dass man das eine oder andere besser hätte machen können, das schließe ich gar nicht aus. Ich war unter Heinzl für die Privatisierungen verantwortlich. Es hat bei mir keine politischen Interventionen gegeben, nicht vom Finanzminister, nicht vom Bundeskanzler oder wem auch immer. Ich habe eine sehr gute Erinnerung daran. Das Ergebnis, das ich sehe, ist allemal besser als es davor war. Ich finde schade, dass die Post nicht weiter privatisiert wird. Wir würden das Geld sehr gut in Wissenschaft und Forschung anlegen können, auch das Geld einiger Landesbeteiligungen im Energiebereich. Das könnte privat wesentlich besser geführt werden. Ich fange mit der Ideologie „der Staat kann es besser“ nichts an, weil ich kaum Beispiele dafür kenne. Die Vielfalt, der Markt, der Wettbewerb, der alles belebt, reguliert sehr vieles. Ich habe aber nichts gegen 25 Prozent-Beteiligungen des Staates an Infrastrukturunternehmen.

ÖIAG

Ich habe auch den Prozess der Selbsterneuerung des Aufsichtsrats der ÖIAG als sehr positiv empfunden, weil wir dadurch die Politik weg bekommen haben. Sagen Sie mir einen im damaligen Aufsichtsrat der ÖIAG, der nicht charakterlich in Ordnung war und die Qualifikation nicht mitgebracht hat. Natürlich kennt jeder jeden in Österreich, das ist aber nicht die Frage. Herr Mitterbauer hat ernsthaft und nach bestem Wissen und Gewissen versucht, gute Leute zu bekommen. Dass man natürlich leichter drauf kommt, wenn ich jemand kenne und einschätzen kann, ist nachvollziehbar.

Markus Beyrer, von 2010 bis 2012 Vorstand der ÖIAG, war zuvor mein Generalsekretär in der IV, ein hoch talentierter und hoch anständiger und wirklich lernfähiger Kollege. Dass er vielleicht eine mangelnde Industriekompetenz hatte, das haben alle gewusst, aber immerhin hat er die Lösung mit Herrn Slim vorbereitet und bei der OMV einen völligen Frieden zwischen den Aktionären Österreich und den Abu Dhabis zusammengebracht.

TTIP

Es ist lachhaft, sich hier über Fußnoten zu exaltieren. Dass es Verbesserungen geben muss mit den Schiedsverfahren, das verstehe ich. Aber die grundsätzlich negative Haltung gegen eine Öffnung der Märkte, bei einem Zwergenland Österreich mit einem Exportanteil von 70 Prozent, das verstehe ich nicht. Geschürt aus Gründen in politische Geiselhaft genommen, statt dass wir uns freuen und die Nischen nutzen. Dort kommt die Beschäftigung her, nicht auf Ruf des Sozialministers.